

# In Geschäften nach Paris

Autor(en): **Alienus, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **18 (1950)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569065>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schreiben. Es liegt auch nahe, an die Haltung des Fuchses zu erinnern, der die Traube nicht bekam und die Frucht entwertete. Immerhin, allzuviel würde ich an diesem Abschiedsschreiben nicht herumdeuteln. Es ist wohl schon so, dass sein Eros dem Menschen schlechthin gilt und dass er von der Liebe zur Wahrheit, zu «Gott» nicht getrennt ist. Es bleibt die Frage, ob das lange Beharren in einer Entwicklungsphase, die wohl meist rascher durchlaufen wird, sofern sie überhaupt je zur Geltung kommt, nicht bei diesem seltsamen Menschen einen besonderen Sinn hat. Warum soll es denn bei allen Menschen so eilen mit der definitiven «Fixation» auf das andere Geschlecht? Nach der durch Lillys Nein erlittenen Niederlage fällt er in die Knabenliebe zurück. Er wirbt nicht um ein anderes Mädchen, er «regrediert» in die Homoerotik und entgeht dadurch der Neurose. (Regression ist nach Freud (Vorlesungen) ein Zurückfluten einer Strebung, die in der späteren Form bei ihrer Ausübung auf starke äussere Widerstände stösst. Die Neurose ist nach Freud das «Negativ der Perversion». In einer Familie wären die Männer «positiv pervers», die weiblichen Mitglieder dank der Verdrängung «hysterisch». Offenbar muss man sich hier fragen, ob die «Nervenzuckungen», an denen die Mutter Hubers, laut der Anamnese von Dr. Tramer, gelegentlich litt, psychogener Natur waren.) Ob es ihm dabei so ganz wohl ist, könnte man bezweifeln. Jedenfalls verfällt er nun, um mit Binswanger zu reden, stark der «Welt der Sorge», des sachlichen Miteinanderseins, wo man den andern «bei etwas nimmt». Er kommt in die Politik hinein. Der Hass, die negative Form der Liebe, bemächtigt sich seiner Seele, er hasst vor allem die Kirche als die Hauptschuldige an allem Weltübel und streitet gegen sie. Er kämpft aus Liebe gegen die Lieblosigkeit und läuft damit Gefahr, selbst aus der Liebe herauszufallen. Immerhin: man kann auch in der Welt draussen für die guten Formen der Liebe eintreten und gegen die ärgsten Erscheinungen der Lieblosigkeit Stellung nehmen, sie denunzieren, wenn sie sich patriotisch oder gar religiös-kirchlich drapieren, wie dies die alten Propheten taten, die wenig von Liebe, aber viel von Gerechtigkeit sprachen. Wenn H. diesen Weg geht, muss er sich nicht untreu werden. (Schlimm ist jene Art von Talmi — Liebe, jener Neutralismus, der überall nur das Gute sehen und das Böse nicht als Tatsache gelten lassen will, der immer nur gelten lassen, beschönigen will. Diese Liebe ist schlimmer als Hass — wer des Hasses überhaupt nicht fähig ist, der ist auch der Liebe nicht fähig, lehrt L. Ragaz «Die Bergpredigt», Seite 95.)

Aber nun melden sich allmählich von Seite des Ichs stärkere Widerstände gegen die letzten (mann-weiblichen) Liebesverbundenheiten und mit dem Kriegsausbruch setzt die grosse, religiös-weltanschauliche (erotische) Krise ein, die ihn ins Burghölzli bringt.  
(Schluss folgt.)

## *In Geschäften nach Paris*

*von Hans Alienus.*

Nun habe ich unsere Kunden bald alle besucht und werde Paris demnächst verlassen. Das kommt mir besonders wehmütig zu Bewusstsein, wenn ich abends nach getaner Arbeit mit der Metro nach dem Centrum fahre. Klimme ich die Treppe aus dem Schacht herauf, so geht die Welt da draussen mir stufenweise auf.

Die Häuser um den Platz, die erst einstöckig ländlich dastehen unter paradox gewaltigen Dächern, die wachsen mit meinem Schritt und sind bald zweistöckige Kleinstadthäuser; nachher bekommen sie nach unten ein drittes Stockwerk hinzu und endlich ein viertes und fünftes, das eigentlich der erste Stock und die Parterreläden sind. Die Häuser, sie haben sich aus Liliputanern zu Riesen gereckt, während ich die letzten fünf Stufen der Treppe hinauf gestiegen bin. Wuchtig wie Türme stehen sie nun im Abendlicht, umflattert von Wolken.

Unter der schwarzen Menge in der Strasse ist niemand. Es ist alles wie verhangen und karfreitiglich! Mir ist, als sei Jean gestorben, und alle trauerten um ihn. Darum auch ist die Menge so schwarz. Plötzlich teilt sich irgendwo die Menschenwand — oder sage ich besser der Menschenstrom? Etwas Helles blitzt auf. Eine schmale, kerzenhafte Gestalt tritt aus der Menge und biegt des Weges ein. Erstes Gefühl: Ach der! Wer dem näher treten könnte! — Aber so einer kann ja nicht für dich sein, guter Freund, so einer wäre doch viel zu schade für dich! Zweites Gefühl: das stumme Wissen, dass er es ist, und dass er für mich hier ist. Gefühl des Unbegreiflichen, dass dieser junge Mensch für mich hierher gekommen ist und dass er auf mich wartet. Er ist wohl schon zwei, drei, vier, fünf Mal hin- und hergegangen, um mir abzapfen. Denn ich habe mich absichtlich und künstlich im Tunnel unten verspätet. Ich habe herzklopfend gewartet, bis er da oben ein paar Minuten gewartet haben würde, gesetzt, dass er pünktlich wäre. Eine Dankbarkeit dafür, dass er auf mich wartet, dass da einer auf mich wartet, und dass ich dem zusehen darf, ohne dass er es sieht, bemächtigt sich meiner. Jetzt wendet er die Schritte, merkt mich, kommt auf mich zu, lächelt. Mein Anblick vermag es, auf seinen Zügen ein Lächeln zu schaffen. Er sagt nicht, dass er gewartet hat. Dazu ist er zu stolz. Sein Lächeln soll dazu dienen, ihn nicht zu verraten und ist doch erlöst. Das Lächeln eines jungen Menschen ist menschliches Blütentum. Aber bei ihm ist es, als bräche aus der Knospe gerade die Blüte hervor, und man dürfe diesem Vorgang beiwohnen. Dieses sein Blütenlächeln ist die offenkundige Versinnbildlichung des unsichtbaren Emporblühens einer Dankbarkeit, die in mir drinnen aufgeht. Meine Dankbarkeit erblüht in Parallele zu seinem Lächeln, ob auch unsichtbar für ihn.

Rasch haben wir uns begrüsst und machen uns auf, zusammen weiter zu gehen, während ich ihn immer von der Seite ansehen muss und beobachten, wie seine Silhouette sich von den verschiedenen Strassen-Hintergründen abhebt. Wir gehen erst durch die lauten Hauptstrassen, deren Häuser mich um ihn beneiden, dann durch die stillen Seitenstrassen, die in ihrem Frieden eine Art Kleinstadt, ja ein Stück Ländlichkeit und Halbnatur darstellen. Nun stehen wir vor einem grossen, schwärzlich angehauchten, mürrischen Haus. Aber er braucht der abweisend und verschlossen dreinschauenden Tür nur den silbernen Schlüssel ins Maul zu stossen, da öffnet sich uns der Eingang, und wir steigen die dunkle Treppe hinauf, während er mich sanft unterfasst oder seinen Arm um meine Schulter legt, dass es ist wie eine Guirlande und zugleich wie ein unermesslicher Erweis sanften Vertrauens zwischen uns. Durch das Fenster schimmern in der rosa durchleuchteten Grosstadtnacht seltsame Höfe und Dachgärten auf mit verzaubertem Ausblick. Man ist wie in einem

fremden Süden oder wie in einer Oper von Mozart. Oben, wo es auf dem Gang ganz dunkel wird, löst er sich, geht mir voran, ist immer ein wenig über mir wie ein wegweisender Engel, dem ich folgen muss. Ein Engel genügt, und die Treppe wird zur Jakobsleiter. Das Gefühl seiner Engelhaftigkeit schwillt zusehends immer überwältigender in mir an, je mehr sein heller Anzug, seine lichte Wange aus dem Dunkel leuchtet und über mir schwebt. Der Zusammenschluss seiner Schenkel im Schritt, halb verdeckt und halb betont vom Rock, hat eine Harmonie, die mich mit un-nennbarem Wohlgefühl erfüllt. Jetzt schliesst er in völliger Nacht eine Tür auf wie zu einem Grabe. Ich höre nur noch, was geschieht, sehe nichts mehr. Ich bin ganz in der Hand meines Engels. Er könnte zu meinem Würgeengel werden. Denn er ist stark. Ein wenig denke ich, dass es schön so wäre. Gleich darauf sind wir in einem sehr entlegenen kleinen Zimmer, seinem Zimmer, das mich rührt und das ich lieb habe und streicheln möchte, weil ich es als sein erweitertes Gewand empfinde. Jeans Mantel nenne ich es. Er aber hat nach einem kurzen, sanften Kampf, den ich mit dem Engel in ihm führe, alles Gewand abgestreift und steht nun hell leuchtend wie in einem weissen Phosphorlicht, das von ihm ausgeht, nackt vor mir. Er ist eine Säule von Licht, das eine letzte Weisheit aufschliesst. Der Duft unter seinen Armen ist wie Harz aus den Wäldern, wie Balsam von Kerzen und Alpenrosen. Aus dem Engel ist ein in seiner Hüllenlosigkeit antiker Gott geworden. Und um diese letzte Erhöhung habe ich mit ihm kämpfen müssen. Ich wollte, dass der Engel sich aufgabe, um sich in einen Gott zu verwandeln. Nun stehe ich vor ihm in meinen Kleidern, erbärmlich wie das zwanzigste Jahrhundert, wie der armselige Mensch einer verschrobenen Zeit vor einem griechischen Hermes. Ich stelle ihn auf einen Stuhl, der zum Sockel wird für sein Götterbild. Ich falle vor ihm nieder, lege meinen Kopf auf den Stuhlrand vor seinen Füßen, und Tränen sind in meinen Augen, die sich loben, dass sie ihn also schauen dürfen, Tränen, die er nicht sehen soll. Dergestalt vergotte ich ihn von Stufe zu Stufe: um meiner selber willen. Denn ich bin hochmütig genug, durchaus nur einen jungen Gott umarmen zu wollen, von dem ich erwarte, dass er im nächsten Augenblick zu mir herabsteigt.

Als ich aber aufblicke, da sehe ich, dass auch seine Augen feucht sind. Und es ist, weil ich ihn so sehen durfte, wie noch niemand ihn sah. Meine Augen wurden feucht vor Stolz, seine vor Demut. Weil er sich preisgegeben fühlt und, was das Schlimmste ist, weil er merkt, dass es ihm nicht unangenehm ist, mir so preisgegeben zu sein. Dessen schämt er sich am allermeisten. Und dann schämt er sich, dass ich seine Scham bemerke und auch merke, dass es ihm nicht ganz unangenehm ist, dass ich sie merke. Und er schämt sich, dass er so komplizierte Gefühle in sich entdeckt, denn er liebt das Einfache, Starke. Aber alle diese Gefühle vermögen nicht, seine schöne statuarische Haltung zu beeinträchtigen. Und er steht schlank aufgerichtet. Nur der Schimmer in seinen Augen ist sein Verrat.

In seiner Haltung ist etwas, als wäre ich das erste Wesen, das ihn so sieht. Dabei ist dies in Wahrheit ganz und gar nicht der Fall. Aber seine Jungfräulichkeit ist im Verhältnis zu mir wiedergekehrt und hat sich zu ihm zurückgefunden. Und wir feiern das Fest seiner wieder erwachten

Jungfräulichkeit — der wieder erwachten Jungfräulichkeit seines schon so manches Mal, um die Wahrheit zu sagen, ach so viele Male verschenkten Leibes.

Ja, er klagt sich an, diesen seinen Leib gar nicht einmal verschenkt, sondern sehr oft schon verkauft zu haben. «Bitte ihn ab», rufe ich ihm zu, «aber nicht mich. Jedoch du irrst dich. Du hast ihn gar nicht verkauft. Ich hoffe, du verkaufst dich auch jetzt nicht. Und ich beabsichtige dich auch gar nicht zu kaufen. Nein, ich weiss: du schenkst dich mir, weil du siehst, dass ich dich brauche; du lässt mich an deinen Lippen trinken, weil du fürchtest, dass ich sonst verdursten muss, und weil du das nicht willst. Sondern du bist dessen eingedenk: es ist ein eines Gottes würdiges Tun, Verdurstende zu stillen. Wenn ich dann aber gehe, so werde ich das überquellende Bedürfnis haben, auch dich zu beschenken, weil ich vom Empfangen reich geworden bin. So werde ich ausfindig machen, wonach *dich* dürstet. Und es wird mir rührend sein, dass es das treulose Geld ist, das bei niemand bleibt und es mit niemand ernst meint; und dass du Liebreizender, Göttlicher, zugleich auch irgendein ganz armer, stellenloser Junge aus dem Volk bist. Und deshalb werde ich dir schenken. Und ich werde nicht vergessen, wie sehr du mich beschenktest, und wie grosszügig du an dich über mir vergassest. Ich werde es dir gleich tun wollen darin. Und also: ein Handel in den Augen der Welt. Für uns zwei Geschenke, die voneinander nichts wissen. Nein, sie wissen voneinander nicht einmal so viel wie Gabe und Gegengabe. Sondern du denkst, wenn du gibst, nur an meine Not. Und ich denke, wenn ich gebe, nur an die deine. So muss es sein, nicht wahr? Wir gehören zusammen wie Hunger und Liebe. Die Liebe ist ja nur eine andere Art Hunger. Uns hungert beide, wenn auch nach Verschiedenem. Und jeder hat das, was der andere braucht. Wie schön, dass es so ist. Dass eine so vollkommene Harmonie zwischen uns ist, und dass wir einander wie vorbestimmt erscheinen, ich, weil ich deine Schönheit brauche, und du, weil du mein Geld nötig hast, das du mir, wie es scheint, nicht ganz ohne Scheu erlauben willst, bei dir zurückzulassen.

Doch habe ich nunmehr beschlossen (indem ich nun dein Führer werde, wie du vorhin der meine warst), meine Gabe und dich selbst dieser Nacht zu entrücken. Denn in mir ist blitzhaft die Kombination aufgestiegen, dich von nun ab auf neue Wege zu lenken. Würde nicht jeder lachen, dem ich es sagte, wie mich der Gedanke beschwingt, dass für dich in der hiesigen Filiale unserer Firma ein Platz sein müsste, und dass ich deine Einstellung werde veranlassen können? Welch ein Sprung aus dem Traum heraus und ins Aller-Nüchternste herüber. Aber merkwürdig, gerade dieses Nüchternste beginnt zu leuchten, als wäre es der heimliche Stern des Dunkels, auf den die ganze Nacht gewartet hat. Stern des Vertrauens, in dich, Jean. Denn ich gebe mich dir damit in meiner bürgerlichen Existenz zum ersten Mal bekannt und preis. Aber ich denke, ich darf es wagen. Und nicht wahr, der kleine Betrag, dessen Annahme von mir dich leicht zu bedrücken scheint, er ist nur die erste Vorauszahlung auf deinen Eintritt in die Firma, die meines Grossvaters und Vaters guten Namen trägt.